

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 22 (1932)  
**Heft:** 52  
  
**Artikel:** "Drätti u sy Kobi"  
**Autor:** Bürki, Roland  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-649048>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die Gefährten widerredeten nicht und folgten ihm; aber Ginochi ging nochmals zurück in die Hütte, um das Werkzeug besser zu versorgen.

Isidor drängte: „Wenn der Sturm uns hier überfällt, so sind wir verloren; ich kann's wissen!“

„So gehen wir lieber in die Hütte zurück“, sagte Chechino, dem es vor dem Abschied und dem wilden Gestöber graute. Aber Isidor zog ihn fort: „Morgen ist es noch schlimmer, und in der Hütte ist's zum Erfrieren!“

Bei jedem Schritt sanken sie tief in den Schnee. Es war nicht ein Schreiten, sondern ein hartes Ringen Schritt für Schritt. Der Schwarze hatte sie noch nicht eingeholt, und der Abstand zwischen Isidor und Chechino, dem der Wind die Haare zu Berge trieb, vergrößerte sich zusehends. Seine Beine waren fühllos, wie tot, und versagten beinahe. Lange hielt er es nicht aus. Isidor wartete und ließ ihn nachkommen. Geradeaus wölbten sich haus hohe Schneewälder, die umgangen werden mußten.

„Was schreit denn da?“ rief Chechino. „Ist das ein Tier?“

„Was? Wer?“

„Oder ist es der Stod?“

„Mein Stod schreit auch. Vorwärts!“ entgegnete Isidor und dachte, der rede schon im Fieber. „Vorwärts! Anhalten ist Tod! Unten auf der Sohle wird es besser gehen!“

Aber Chechino verstand nicht, was der andere sagte. Der Sturm sauste ihnen um die Ohren und verschlug den Atem; Schneewolken umstörten sie und rissen den Italienern große Fetzen von den Kleidern, an denen eine eisige Kruste hing. Eisnadeln zwickten sie in Gesicht und Hände. Man mußte dem Winde die Seite kehren und rechts abbiegen. So schien es zu gehen.

Chechino flimmerte es in den Augen. Er sah stets eine weiße Wand vor sich, die ihm Schwindel erregte. Auf einmal wurde er, der Leichteste von den dreien, vom Wirbelsturm erfaßt, in die Luft gehoben, wie ein Strohschau mitgerissen und an eine Felsplatte geschmettert, wo der Sturm die schützende Schneedecke weggelegt hatte. Dort blieb er liegen, ohne einen Schrei auszustößen.

Ginochi, der noch weit zurück war, hatte dem graujungen Schauspiel mit Schrecken zugehört. Nur eine Sekunde hatte es gedauert. Kein Laut kam über seine Lippen. Er fühlte kalten Schweiß auf der Stirne. Er setzte den Rest seiner Kräfte ein, um sich zu retten, aber der Fuß, der franke Fuß wollte nicht mehr, und er fiel fast jedesmal in den Schnee, wenn er sich darauf stützte. Als Frau Guxa die großen Hebel ansehte und ein orkanartiger Wirbelsturm den Schnee bis auf den Grund durchwühlte, nahmen seine Kräfte rasch ab. Wie ein Verlorener umklammerte er krampfhaft den Stod und tappte sich vorwärts, noch eine Strecke weit, dann noch eine, dann brach er zusammen. Der Widerstand hörte auf, und es ging wie auf ebenen Wegen. Weicher Flaum umfing ihn, und er hörte Herdengeläute, das näher und näher zog — dann nichts mehr.

Als Isidor wieder rechts ablag, um einem Hindernis auszuweichen, schaute er zurück. Die beiden Kameraden waren verschwunden. Wie mit Gletscherwasser übergossen schauerte er zusammen. Er konnte es nicht glauben. Sie werden noch weiter zurück sein und ihre eigenen Wege gehen, dachte er, und so vielleicht durchkommen.

Die Frau Guxa freute sich der beiden Opfer, bleckte in grinsendem Lachen die Zähne und suchte auch den dritten zu werfen. Sie schmiß ihm die weißen Laken ins Gesicht, daß er den Kopf abwenden mußte, um noch Atem zu finden, und hekte alle bösen Geister auf ihn.

Nach langem, entsetzlichem Kampfe geriet er in den Windschuh einer Wetterflut, an der die Windstöße aufprallten und ihre Wucht verloren. Nun stapfte er rasch die schützende Felsrippe entlang halbab. Einmal unten im Grund beschleunigte er die Gangart und erreichte, zu Tode erschöpft, in tiefer Nacht das Alpendorf, das Gesicht zerfurcht und

blutend, wie wenn die Taze des Bären ihn getroffen hätte. Mitleidige Leute nahmen ihn auf und bereiteten ihm eine warme Lagerstatt. Tags darauf erzählte er ihnen das traurige Erlebnis, von dem er der einzige Ueberlebende geblieben war.

Im nächsten Frühjahr konnte man sich von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugen. Man fand die Leichname der beiden Gefährten wohl erhalten im Schnee, die Köpfe angefressen von Füchsen und Raubvögeln, Augen und Mund weit offen, die Hände verkrampft, die Kleider vom Leibe gerissen.

Isidor hatte den Aelplern den Ort, wo er mit den Italienern des goldführenden Block gefunden hatte, so genau als möglich bezeichnet, dann war er wieder in seine Heimat auf der andern Seite des Bergtammes zurückgekehrt. Die Dörfler suchten im Frühling den goldenen Schatz, bevor der Schnee noch geschmolzen war, aber eine Lawine war hart an der Steinhütte vorbei niedergebrochen und hatte die großen Blöcke mitgerissen. Einige der Eifrigsten scheuten die Mühe nicht, den Isidor in seinem Heim aufzusuchen und ihn zu bitten, ihnen den Weg zu zeigen und den Ort auf der Fällalp, wo man die Mine finden könnte. Man verhieß ihm den Löwenanteil und eine schöne Belohnung, aber er zuckte die Achseln, gab kurzen Bescheid und wies alle Angebote zurück. Kein Teufel hätte ihn mehr auf die Alp gebracht. Die schrecklichen Stunden, die er dort durchlebt, hatten seine Gesundheit erschüttert. Nicht in den Beinen, aber im Kopf war ihm seit jenem Schreckenstag etwas zurückgeblieben. Er suchte einsame Gegenden auf, hielt Selbstgespräche und lachte kurz und trocken vor sich hin, sodaß die Kinder sich vor ihm fürchteten. Seinen Landsleuten wich er scheu aus, gab in kurzen, abgerissenen Sätzen Bescheid, wenn er etwas gefragt wurde, und verließ die Hütte nur noch, um zur Messe oder zum Rosenfranzbeten zu gehen, wo er nie fehlte. Mit dem Alter schwand das Gedächtnis und damit die Erinnerung an jenes Abenteuer, und die Goldmine geriet bei den Aelplern in Vergessenheit. Heute reden die Hirten davon, nur wenn sie darum gefragt werden, und dann ist es, wie wenn sie eine alte Sage erzählten.

(Diese Erzählung ist mit Erlaubnis des Dichters und des Verlages A. Frände A.-G. in Bern dem Bande „An den Gletscherbächen“, einem der ersten Erzählbücher des geschätzten Alpen dichters, entnommen.)

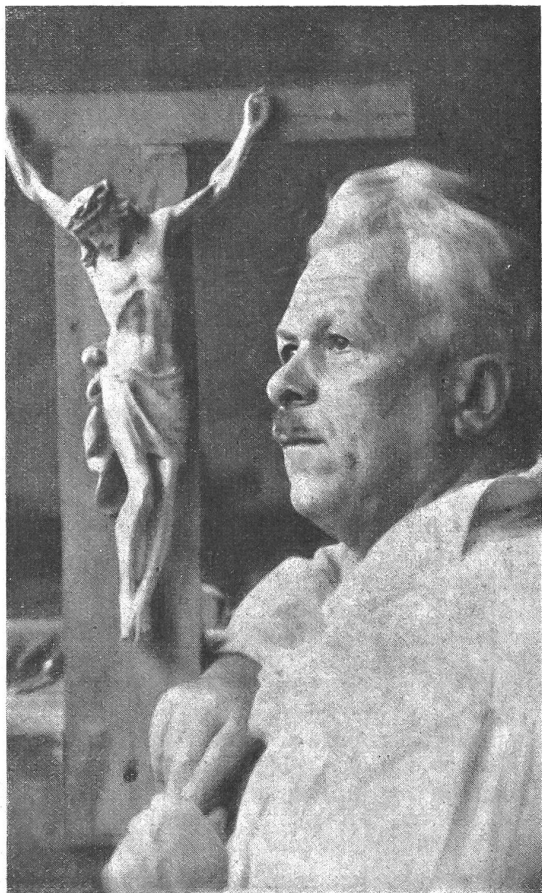
## „Drätti u sy Robi“.

Ein Buch zum Vorlesen im trauten Lichtkreis der Lampe, wenn nach vollbrachtem Tagewerk die Familienglieder, nach geglückter Skitour die Freunde zusammenhöckeln; ein Buch zum Schenken an den Bruder oder Freund im tropischen Bungalow; ein Buch, das mit seinen ersten Zeilen schon in die Berner Heimat versetzt, in das tannendunkle Napprevier, auf sonnige Eggen, zu gemüth und humorvollen Menschen: das ist Karl Ueh' Buch „Währschafte u Wärligs us em alte Trueb“, Verlag des Emmenthaler Blatt A.-G., Langnau.

Man lese nachstehende Probe daraus, die wir mit Erlaubnis des Verlages nachdrucken, und urteile selbst:

Für so ne wärlige Ma, wie Drätti isch gsh, isch es schwär, gäng nüechtere vom Märit hei z'cho, vowäge, churzwnlig Lüt ladet me gärn zu me ne Glas η, u d'Wirt he o gwüht, daß ne Nebnit-Hänfeli d'Chundjami besser gaumet weder öppe so ne grediane Surgraued oder händelsüchtige Fürtüüfel. U de richtig, wie-n-er schi am ne Tisch het gsädlet, si grad einisch da u dert Mannbli ufsgänge u hei ihrer Glas u ds halbläre Zweierli gno bim Hals u si zu Drättin cho ga hödle.

Grad Lüt, wo dür d'Wuchen uus gäng a der Schattinte müeche wärche, die gah de gärn, we sie einisch usspanne, e gh der Sunne nah. U Drätti isch es sunnigs Mannbli gsh. Wenn er het afah uschrame, was er der

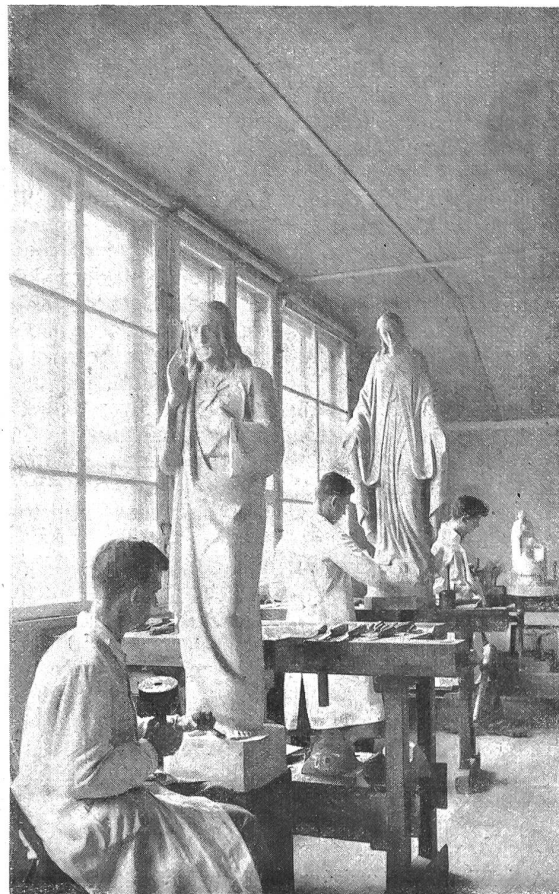


Emil Thomann, der Herrgottschneider von Brienx.

Tag düre Luschtigs het gseh u ghört gha, wenn er öppe der Roßjud het g'anteret oder het g'wehberet wie Gntlüdu, de het dä u dise si bösi Frau oder der ungratnig Bueb deheime für nes Wsli chönne vergässe. U d'Hirtemannbli hei der Augeblich o nemm gäng ihres magere Löhndli gseh uber ds stözig Härdli ustrohle.

Aber äbe, so het's es de öppen es ungrads Mal chönne gäh, daß Drätti es Ideeli chly isch gstüberlet gsh u het gmeint, er fahr zwüspännig hei, wenn er scho syr Lätig numen eis Roß het gha. Demel a ei Rung bsinne mi no guet, u denn hätt's du grad chönne läg gah:

Er het sälb Chehr es Röbli gha, wo-n-er ihm Robi gseit het. Es freins, treus Tierli isch es gsh; d'Lüt hei öppe gseit, Nebnit-Hänseli u sy Robi syge z'säme wie Brüeder. Wenn er einischt isch uf em Sit ghodet u het gmacht: „Hüh, Kobeli“, de het er drufache chönne der Bling näh bis hei. — Aber was weiß i, wie's cho isch, ob Robi sälb Rung o ngschlafen ischt ab däm Märtschehr, wo-n-er sit bal zwänzg Jahren all Frntig het gmacht gha, oder ob die chuehfeischteri Nacht isch d'Schuld gsh, item, bim Gärstegrabebrüggli, wo ja no jek kes Gländer het, chunnt es Vorderredli uber e Laden aus. Die Gschicht fahrt afah helte, u Drätti gheht, hälf mer Gott, i Graben use. Ds Wasser wär no nid söpli gfi z'schüühe, bloß öppen e Schueh töif; aber wo du ds Wägeli samt em Roß o no nahe chunnt ab der zwöi Chlaster höhe Brugg ahe, das het doch du Drättin gwedt. Gselligerwys isch Luchsmatt-Glaus ab däm Lärmen o erwachet u cho dür ds Stügli ab z'holzodne mit der Latärne. Er het fasch nid törfen ahe zündten i das Ghürsch un isch z'Tod erschlüpft, wo-n-er ds ngspannete Roß gseht rüggigen auf Hänselin obe lige. Aber du ghör er du, daß dä, nüt luter u nüt gleitiger als süsch, zu sim Roß sägi: „Du, Robi, gang ab mer ahe! Du trüdisch mi.“



Blick in das Atelier von Emil Thomann.

### Emil Thomann, der Herrgottschneider von Brienx.

Emil Thomann hat sich in erfreulicher Weise vom alt Hergebrachten (Tellfiguren, Genssen, Bären, Pfeifenköpfe u.) der Holzschneiderei losgelöst und sich speziell der kirchlichen Holzschneiderei zugewendet. Er ist dort schöpferische, eigene Wege gegangen, die ihn zu immer höherer künstlerischer Kultur geführt haben. Seine Figuren weisen denn auch heute eine innere Reinheit und Frömmigkeit und eine große, seelische Ausdruckskraft auf, die uns Ehrfurcht vor solchem Schauen und Können einflößen. Dazu kommen als weitere künstlerische Qualitäten eine wunderbare Einfachheit und Geschlossenheit in Linie und Form, geschickte Komposition, symbolisch zusammengefaßte Darstellung und bei aller Beschränkung auf das Wesentliche eine ungemein plastische Modellierung und ein sorgfältiges Ausarbeiten bis in alle Einzelheiten.

Es ist eine Wohltat und ein Trost, in unserer chaotischen Zeit noch so hohe, echte und innig reine, fromme Kunstwerke auf sich wirken lassen zu können. Sie weisen uns den Weg zur Läuterung und zur Ueberwindung alles irdischen Zerfalls.

Roland Bürki.

### Unsere Altersversorgung.

Bundesrat Motta hat in seinem Votum an der Jahresversammlung des kantonbernischen Vereins „Für das Alter“ die nächste Zukunft unserer Altersversorgung wie folgt gekennzeichnet:

„Von der schweren Krisenzeit werden die bedürftigen Alten besonders mitgenommen. Auf der einen Seite steigt die Zahl der unterstützten Greise und Greisinnen, auf der andern gehen naturgemäß die Einnahmen zurück. Leider